

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: Vergangene Tage [Fortsetzung]
Autor: Hügli, Emil
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573671>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Hardmeyer 1901

Gräser im Mai.

❖ Vergangene Tage. ❖

Novelle von Emil Gügli, Chur.

(Fortsetzung).

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck verboten.

Doch nein! Daran wollte er jetzt nicht denken; er zwang diese Vorstellungen nieder, bemühte sich desto eifriger, nur die praktischen Gründe zusammenzufassen und sagte dann:

„Nun muß es doch endlich geschehen: ich suche mir ein neues Atelier; in dieser kleinen Bude hab' ich endgiltig ausgewirtschaftet. Auf Schritt und Tritt stört mich die bedrückende Enge.“

Er brachte die Worte in heftiger Weise vor, als ob er einen Widerspruch zu bekämpfen oder einen Zweifel am Ernst seiner Begründung aus dem Feld zu schlagen hätte.

„Nun ja — wenn du es für klüger hältst, mein Lieber . . . Du weißt am besten, was dir fehlt und not tut,“ sagte Anna besänftigend. Sie ahnte nicht, aus welcher Gedankenverfettung Adalberts Heftigkeit hervorging, und führte sie auf eine ihr bekannte Ungebuld zurück.

„'s ist nur schade, daß ich mich noch so lang besonnen. Im Sommer, da ging's noch an; aber im Winter — da sitzt man denn da bei der unsichern Beleuchtung . . . Kurz, heut' nachmittag geh' ich mal zu Jonas Held, der kennt vielleicht zufälligerweise etwas, was mir dienen kann. Wenn alles nach meinem Wunsch geht, so arbeite ich in spätestens drei Tagen irgendwo da draußen . . .“

„Und an dem Tag, da du Einzug hältst, da befränzen wir das Atelier, Fenster und Staffeleien, und über die Tür hängen wir eine Guirlande mit der Inschrift: ‚Willkommen zu neuem, frohem Schaffen‘ . . . Gelt du?“ frohlockte Anna.

„Ganz wie's dir Freude macht! Aber nach acht bis zehn Wochen sollst du mein neuestes, schönstes Gemälde fertig vor dir sehen . . .“

„Aha! Bis dahin hätte man also daselbst keinen Zutritt?“

„Lieber nicht! Denn weißt du, ich möchte mich bei meiner Arbeit wieder einmal ganz einsam, losgetrennt von Welt und Leben fühlen, zur Probe, ob mir so endlich der große Wurf gelingt. Da ist's immerhin besser . . .“

„Ich verstehe schon: da kannst du dein neugieriges Weibchen einfach nicht gebrauchen. Auch zu Hause ist nun wohl meinerseits möglichste Zurückhaltung angebracht? Gut, ich werde mir alle Mühe geben, so zu handeln, solange du's für nötig findest. Vielleicht kommt das nicht allein deiner Kunst, sondern auch deiner Liebe zugute . . . Hier meine Hand, daß ich dir helfen will, wie ich kann, und sei's auch mit möglichstem Nichtstun — das mir freilich am schwersten fällt.“

Adalbert nahm Annas Hand, drückte sie fest und führte sie an seine Lippen: „Ich danke dir — du wirfst die schönen Früchte deines lieben Tuns mit mir ernten,“ sagte er in kühler Höflichkeit.

Als Adalbert seine eigenen Worte in den Ohren nachklingen hörte, erschrak er im Herzen. War nicht dies ganze Gedankenetz von falschen und verbotenen Wünschen geflochten und stellte demnach eine große Lüge dar? Und in diesem Netz fing er jetzt das jedem Argwohn fremde Vertrauen des Weibes, das er sich zur Begleiterin seines Lebens erwählt hatte! Er täuschte sie solchermaßen, daß sie ihm ahnungslos noch selbst den Pfad zur Sünde ebnet half.

Einen Augenblick sah sich Adalbert in vollkommener Vermorfenheit dastehen; doch sogleich gewann sein Selbstvertrauen wieder die Oberhand. „Pfad zur Sünde!“ spottete er sich in Gedanken aus, — wie konnte er nur darauf verfallen!

War denn eine Sünde geschehen oder auch nur das Geringste in seinem Plan, das diesen Namen von ferne verdiente? Er wollte sich einmal aller Fesseln ledig fühlen, um seiner Kunst desto inniger zu leben! Gewiß! Und wenn ihn auch vielleicht Mathilde einmal besuchen, ihn dort begrüßen würde — war denn dabei ein Verbrechen — eine Schuld? Er konnte doch niemand verbieten, an seine Türe zu klopfen. Den ersten Schritt zu einer solchen Begegnung wollte er selbst unter keinen Umständen tun! Uebrigens — war es denn gewiß, daß sie kommen werde? Wohl möglich, daß sie ihn längst vergessen hatte! Geseht aber auch, daß sie käme, aus toller Laune oder Uebermut, was konnte ihm das anhaben? Wenn sie noch so schön war, wie damals, so würde er

sich wohl für sie begeistern. Allein, war das denn so gefährlich? Mochte auch ein erfrischender Hauch, ein beseligender Duft von ihr ausgehen, das konnte nur seine Schaffenslust steigern. Die Früchte seiner Arbeit aber — wer anders würde sie pflücken und genießen können als seine Frau, als Anna! Für sie ist alles, mag kommen, was will!

Nun Adalbert diesen beruhigenden Schluß gefunden hatte, kam er sich wieder gut und edel vor. Unter dem Schutz des letztern Arguments hielt er seine heimlichen Wünsche aufrecht und ahnte nicht, daß er damit den ersten Schritt auf einen andern Weg getan.

Frohen Muts stand er vom Mittagstisch auf, küßte sein Weib auf die blonden Stirnlöckchen und schickte sich an, zu gehen. Anna, die die Aufheiterung wahrgenommen, dankte ihm für seine lieben Worte und wünschte ihm viel Glück auf seiner Wanderung nach einem „neuen Musenheim“. Lächelnd ging Adalbert fort.

II.

„... Das Bessere seh' ich und lob' ich,
Schlechterem folg' ich jedoch...“

Doib, Verwandlungen.

„Gi, unser Claude=Lorrain!“ rief Jonas Held heiter, als Adalbert Springer im Laufe des Nachmittags in das Redaktionszimmer eintrat. Er stand gemächlich vom Stuhl auf und entstieg gleichsam einem Meer von Zeitungsblättern, Papierschnitzeln und Manuskripten.

„Es ist schön, daß mir auch wieder einmal der seltene Besuch gegönnt wird — übertreiben tußt du's ja wirklich nicht! Allein, nun sage mir, ist's ‚Künstlerlaune‘ oder eine ernste Sache, die dich herführt? ... Du siehst, ich erspar' es dir, mit der Tür ins Haus zu fallen, und mach' sie dir gleich selber auf — sperrangelweit! Also: Ernst oder Laune, wie?“

„Vielleicht beides, bester Freund!“ antwortete Adalbert.

„Also?“

„Nun denn, da du's so kurz und gut gleich wissen willst: ich suche mir ein neues Musenheim.“

„Und eine neue Muse obendrein?“ fragte scherzend Jonas Held.

„... Ein neues Atelier,“ fuhr jener erläuternd fort und begann mit selbstüberredender Umständlichkeit die Fehler des alten Raumes zu schildern; er tat dies so breit und ausführlich, daß es Jonas beleidigte, die Werkstatt, wo doch so viel Schönes entstanden war, kurzerhand hintangesezt zu sehen. In behäbig-vormurfsvollem Ton warf er deshalb ein:

„Und in diesem Kellerloch sind der ‚Hirte auf der Töbjereralpe‘, ‚Die versunkene Stadt‘ und andere Meisterwerke entstanden!“

„Meisterwerke?“ wiederholte Adalbert in spöttischem Ton. „Nein, mein Freund, gar so hoch flieg' ich nicht; aber gute Werke sollen endlich entstehen, und deshalb will ich meine Arbeitsstätte verlegen, — fort aus der kleinbürgerlichen Düsterei! Licht und Luft und Glanz und Pracht muß ich haben; lange genug habe ich in der sentimentalen Dämmerung geduselt. Jetzt soll ein ander Lied gesungen werden. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpur-

mäntel und kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphenanz, Musik und Komödien! — Das gilt nun auch für mich!“

„Na — das genügt,“ versetzte Jonas Held trocken; „aber wahrhaftig, 's ist ein Programm!“

„Und ich glaube fast, es ist mein eigenstes,“ setzte Adalbert hinzu. „In früher Jugend wenigstens, als ich noch farbentrunk und lichtgläubig war, da war die Pracht meine Sehnsucht: das Meer im Mittagsleuchten, Hochsommernglanz, ein Siegeszug des Dionys, das waren meine Träume — Sie blieben bisher unerfüllt; aber ich glaube, endlich ist doch der Jugend lichtvolle Erinnerung wieder aufgewacht, und nun gilt es zu sehen, was sich tun läßt. So, wie es hier in deinem Zimmer eben zugeht, so wird es bald, hoffe ich, in meiner Phantasie geschehen: als ich eintrat, da war's noch schattengrau und düster, jetzt hat sich die Sonne über die Dächer erhoben und füllt den ganzen Raum mit hellem Licht...“

Adalbert hatte noch nicht ausgesprochen, als es draußen klopfte.

„O weh,“ murmelte Jonas und sagte dann: „Herein!“

Die Tür ging auf, und eine hohe, schlanke Frauengestalt trat ein; Adalbert erkannte sie gleich und erschrak: es war Mathilde. Schwebenden Ganges schritt sie lächelnd heran, reichte zuerst Jonas Held mit einem „Grüß Gott, Herr Redaktor!“ dann Adalbert mit demselben Gruße die Hand.

„Willkommen!“ rief Jonas Held aus. „Sehen Sie, eben sprachen wir noch von lachendem Nymphenanz und Göttermusik, und jetzt sind Sie gekommen: die schönste Illustration zu unserm Text!“

„Sie sind, wie's scheint, immer noch derselbe; aber ich freue mich sehr, Sie so munter anzutreffen; nur meinen Sie's mit mir zu gut.“

„Als ob man das könnte!“ scherzte Jonas Held weiter. „Im Ernst, ich freue mich, Sie wieder zu sehen, und Ihr Kollege von der farbigen Fakultät freut sich wohl nicht minder...“

„Gewiß,“ nickte Adalbert steif und ärgerte sich gleich über die scheinbar frostige Kälte seiner Begrüßung.

„Und nun eine wichtige Frage,“ fuhr Jonas fort, — „welcher gute Engel wohl führt Sie in unsere Stadt? Die Sehnsucht nach Kunstserfolgen wohl kaum!“

„Nein, das freilich nicht; trotzdem bin ich gern hergekommen. Wo man jemals ehrlichen Dank gefunden, den Ort vergift man nie... Und dann ist noch eines. Sehen Sie, ich bin müde geworden in diesen letzten Jahren — müde des unruhigen Lebens, und da erinnerte ich mich, daß ich schon einmal hier erstarkt bin, mir frischen Mut geschöpft in dieser reinen stärkenden Luft. So will ich's denn hier noch einmal versuchen! Deshalb habe ich mir auch vorgenommen, nicht gleich nach dem Konzert zu verreisen: ich bleibe hier, zwei, drei Wochen lang — vielleicht noch länger, je nachdem. Und ich hoffe, gesundet wieder wegzureisen.“

„Bravo, so ist es recht: Nichts halb zu tun ist edler Geister Art!“ rief Jonas Held fröhlich, und der Maler stimmte mit einem langsamen Kopfnicken ein.

Während jene noch einige auf das kommende Konzert bezügliche Worte und allerhand konventionelle Reden wechselten, fand Adalbert endlich Gelegenheit, Mathilde zu betrachten. Freilich, seine Empfindungen

ließen ihm dabei wenig Ruhe. Das in der Verlegenheit ergriffene Zeitungsblatt zitterte in seiner Hand, und sein sonst rosig angehauchtes Gesicht — mit den dunkeln Augen, der hohen Stirn und dem krausen Schnurrbart — war blaß geworden. Denn trotz der herkömmlichen Worte erzählte ihm der Klang ihrer Stimme, in der es hin und wieder wie von leisen Schreien tönte, erzählten ihm ihre Augen von schweren Leiden. Als sie einmal ihr Sprechen unterbrach, biß sie die weißen Zähne fest aufeinander, und die Augen rollten; das hieß: „Ja, da bin ich wieder, hier in dieser Stadt mit meiner wilden Lust . . .“

Unbewußt suchten Adalberts Blicke mit ängstlicher Hast irgend etwas an ihrer Gestalt, in ihrem Wesen, was sich nicht gleich geblieben wäre die Jahre hindurch: er fand nichts.

Nein, sie war sich gleich geblieben, um ihren Mund nur spielte ein leiser Zug durchlebter Schmerzen, der aber stets bereit war, sich in das ihm bekannte sonnige Glückslachen aufzulösen. Ein starkes Gefühl des Stolzes erwachte in Adalbert; denn wie er sie so sah, ahnte er: sie war die seine geblieben.

Dieser Gedanke machte ihn stärker zittern: doch wußte er nicht, war das Freude oder Angst. Selbst ihr Aeußeres war sich gleich geblieben; nur ein anderer Hut saß jetzt auf dem reichen kastanienbraunen Haar. Das hellgraue Jackett aber war dasselbe, das sie trug, als er sie zuletzt gesehen, — damals als sie reisebereit, ein schwarzes Ledertaschen über die Schultern gehängt, in die Hotelfale kam, um Abschied zu nehmen.

Das war dieselbe Stimme, die ihm geklagt, wie schwer es sei fortzugehen; das waren die Augen, aus denen die Tränen hervorgestürzt. Sie tropften auf das helle Ueberkleid, dort dunkle Spuren hinterlassend, die er mit seiner Rechten umsonst zu verwischen gesucht; einige fielen auf seine Hand, und ihm war jetzt, als fühlte er sie noch an den Fingern brennen.

Unter dem grauen Ueberkleid fiel ein dunkelblaues Gewand in langen, vornehmen Falten herab.

Adalbert hätte glauben mögen, Mathilde habe soeben von ihm Abschied genommen und sei nach kurzen Minuten wieder zur Tür hereingetreten; ja, er fürchtete beinahe, sie könnte im nächsten Augenblick auf ihn zukommen, ihn an den Händen fassen, sich an seine Brust werfen und weinen und lachen und sagen:

„Mein Lieb! Mein Gott!“

Und dann hielt es ihn hier nicht länger; er mußte sich wider Willen flüchten.

Er glaubte gesehen zu haben, wie sie im Innern zitterte und bebte bei seinem Anblick. — Mit entschlossenen Schritten trat er auf sie zu, entschuldigte seine Eile und verabschiedete sich rasch von ihr und Jonas Held, der ihm noch nachrief: „Aber über das ‚Mausenheim‘ sprechen wir noch! Leb’ wohl!“

Wie Adalbert wieder allein war und in die freie Luft kam, bemächtigte sich seiner eine wilde Lebenslust. Der Gedanke, daß die schöne Frau über all die lange Zeit in Treue die seine geblieben war, machte ihn trunken, bis plötzlich diese Trunkenheit auf ihrem Höhepunkt in bittere Zweifel umschlug, die ihn mit immer neuen Fragen quälten:

Ja, wer hatte ihm denn gesagt, daß sie sich seiner noch

entfann, ihn liebte oder gar noch begehrte? War nicht vielmehr jene Leidenschaft, die er aus ihren Worten wollte vernommen haben, ein Spielzeug seiner Phantasie, eine Täuschung seiner allzu lebhaften Erinnerung? Hatte er nur ein einziges Wort gehört, nur einen Blick gesehen, die ihm unzweideutig Mathildens Herz verraten hätten? Nein, nicht das geringste unmittelbare Zeichen hatte er wahrgenommen . . .

Wie konnte er nur so toll sein und auf ihre Liebe hoffen?

Und dennoch hatte ihre Unruhe etwas dergleichen verraten!

Ziellos und in endlose Gedankenreihen voll der widersprechendsten Argumente verwirrt, schlenderte Adalbert durch die Stadt. Für alles, was um ihn her vorging, hatte er kein Auge, kein Ohr. — Seine Gedanken waren bei Mathilde und suchten wie Bergmänner in die Tiefen ihres Herzens hinabzusteigen, wo er einmal das leuchtende Gold leidenschaftlicher Liebe gewonnen.

Erst als Adalbert die Stadt hinter sich hatte, öffneten sich wieder seine Augen der Welt, und er gewahrte, daß ein leuchtender, herrlicher Wintertag ihn empfing. Der klare Schein der Nachmittagssonne lag über den weiten weißen Feldern, von denen sich die blätterlosen Büsche und Bäume wie Silhouetten abhoben; hellblau spannte sich über den verschneiten Fichtenwäldern und blendenden Schneedecken der Berge das Zelt des Himmels aus. Die kalte, von Glanz und Lichtern ganz durchtränkte Pracht tat ihm wohl, erfrischte ihn mit neuem Mut und erfüllte ihn mit starker Freude. Jede Schwüle des Empfindens schwand angesichts des heitern Wintertages, und wenn er sich jetzt dachte, daß Mathilde ihn noch liebte, so weckte dieser Gedanke in ihm nur ein Gefühl kindlichen Uebermutes. Angesichts der großen Natur lösten sich die Begriffe von Schuld und Fehle auf in ein ärmliches Nichts: in diesen Minuten hätte er sie küssen wollen mit gutem Gewissen und starkem Herzen.

Den braunen Filzhut in der Rechten tragend, entblößten Hauptes, als wollte er der Natur seine Ehrfurcht bezeugen, schritt Adalbert den Feldweg dahin. Der Nordwind wühlte in seinen dunkelbraunen Haaren; unter seinen Füßen knarrte und knirschte der gefrorene Schnee. Hier verzweigte sich der Weg in zwei Fußpfade; der eine führte in weitem Bogen zurück nach der Stadt, der andere lenkte in scharfem Winkel rechts ab und zog sich weiter hinaus ins Feld. Adalbert kannte auch diesen letztern gut und schlug ihn ein; er war ihn oft mit Mathilde gegangen im ersten Liebeswinter; auch hatte er ihn unzählige Male seither beschritten, wenn er, von einer starken Erinnerung an die schöne Frau befallen, sich ihr Bild deutlicher vor Augen zu bringen suchte. Dann war ihm oft, sie schreite wieder neben ihm einher, die Hand auf seine Schulter gelehnt, bald übermütig plaudernd, bald still sinnend oder in lustiges Gelächter ausbrechend. Dann mochte er glauben, er sei noch der freie junge Stürmer und Dränger, dem nichts gehörte als die ganze Welt. Und mehr als einmal wünschte er sich, sie möchte leibhaftig durch den Schnee oder den Sommerstaub des Pfades grüßend herangeschritten kommen und ihm von Freuden und Leiden erzählen. Manchmal glaubte er, seine Sehnsucht

nicht länger halten zu können; laut hätte er ihren Namen rufen mögen, damit sie ihm erschiene: so kam er sich vor wie der arme Grimsel-Hirt, dem einst auf einsamer Alp eine schöne, reichgekleidete Frau begegnete, die barfuß durch die wilde Gegend irrte und ihm auf sein Befragen von ihren Leiden, von Leben und Vergangenheit erzählte — bis plötzlich ein jagender Gebirgsnebel sie seinen Blicken verhüllte und nach dem nahen Gletscher entführte. Nun erst fiel dem Hirten ein, daß er die vornehme Frau, die edle Mailänderin hätte befragen sollen, wie er ihr helfen könnte, um sie von ihren Büßergualen zu befreien; wohl rief er laut der Entschwundenen nach und trug ihr seine Hilfe an: aus dem Gletscher drang nur ein leises Stöhnen empor, der Nebel wogte und webte — aber die schöne Frau sah er niemals wieder.

Schon waren viele Monate dahingegangen, seit Adalbert diese Sage in einem großen, stimmungsvollen Gemälde dargestellt hatte — und eben auf diesem Pfade war ihm die Eingebung dazu gekommen, er wußte es

wohl. Ob Mathilde jemals davon gehört, ob sie geahnt, daß es der Erinnerung an sie entsprungen war?

Eine Viertelstunde weiter fanden sich am Rand des Weges große Steine zu einem hohen Haufen aufgetürmt. Der Winter hatte seine weiße Schneedecke darüber gebreitet, die zu Eis geworden war, sodaß der zackige Berg gleichsam einen kleinen Gletscher darstellte. Hier setzte sich Adalbert nieder und ließ seine Gedanken weiter zurückschweifen; hier war es auch gewesen, da er das erste Mal mit ihr zusammengekommen, an ihrer Seite gesessen und die heiße Leidenschaft des Weibes ihm die Sinne betäubt hatte. Wenn das alles wieder über sie beide käme? Was dann? Wie sollte er — und wollte er sich denn auch retten? Hatte er die Kraft dazu? Die Kraft, um sie zu fliehen? Aber dazu brauchte es doch keine Kraft, dazu war allein Feigheit vonnöten! Nein, wenn sie ihn noch liebte, so war er ihr auch den Dank schuldig für alles, was sie ihm gewesen und gegeben, und einmal, ein einzig Mal ihr diesen Dank vor die Füße zu legen — das war seine Pflicht, trotz allem,

trotz der Welt, trotz — Anna! Und so faßte er den Entschluß, durch keinen künstlichen Zwang den Lauf der Dinge zu beeinflussen: es wird schon alles so kommen, wie es schön und recht ist, sagte er sich. Sollte ihr Herz noch für ihn schlagen, dann würde sie auch den Weg zu ihm finden und des Dankes für das Vergangene nicht verlustig gehen; wenn er ihr aber gleichgültig war, so mußte sie auch seine Dankbarkeit geringschätzen, und alles war vorbei. Das Schicksal wird den Weg der Wahrheit gehen — ihm und den Sternen sei alles überlassen!

Mit diesem Entschluß stand Adalbert Springer auf und schritt heimwärts.

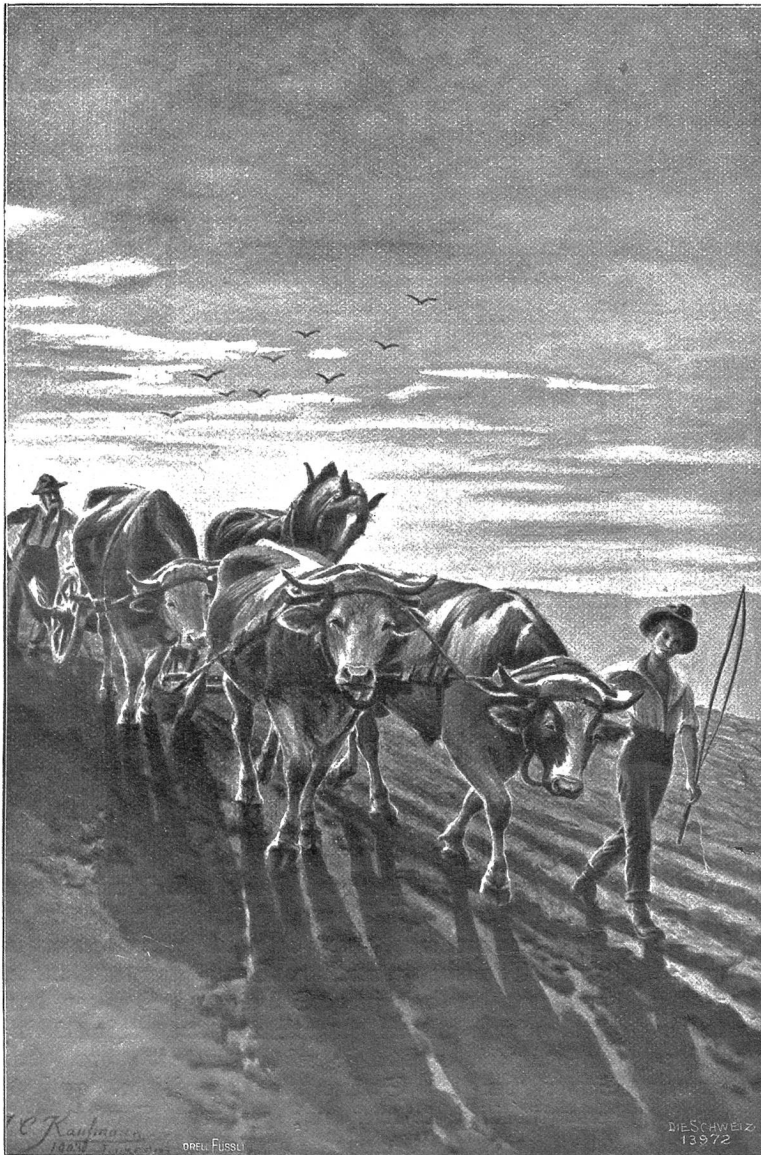
III.

Ghe nennen sie dies alles, und sie sagen, ihre Ghen seien im Himmel geschlossen.

Nichische, Zarathustra.

Schon zwei Tage später zog er wieder des selben Weges. Eine seltsame Unruhe hatte ihn von zu Hause fortgetrieben. Mit der Arbeit wollte es nicht vorwärtsgehen; nun er sich einmal so geringschätzig über die alte Werkstätte ausgesprochen, war sie ihm vollends verleidet. Eine schwüle, mißvergnügte Stimmung hatte sich seiner bemächtigt; da erinnerte er sich, welch befreienden und erfrischenden Eindruck ihm sein Spaziergang vor zwei Tagen gemacht, und er entschloß sich kurzerhand, abermals dem altbekannten Pfad einen Besuch abzustatten und dessen Wirkungen zu erproben. Je weiter er sich auch von der Stadt entfernte, desto freier fühlte er sich, desto mehr verblaßten die unbestimmten Erinnerungen des vorangegangenen Tages.

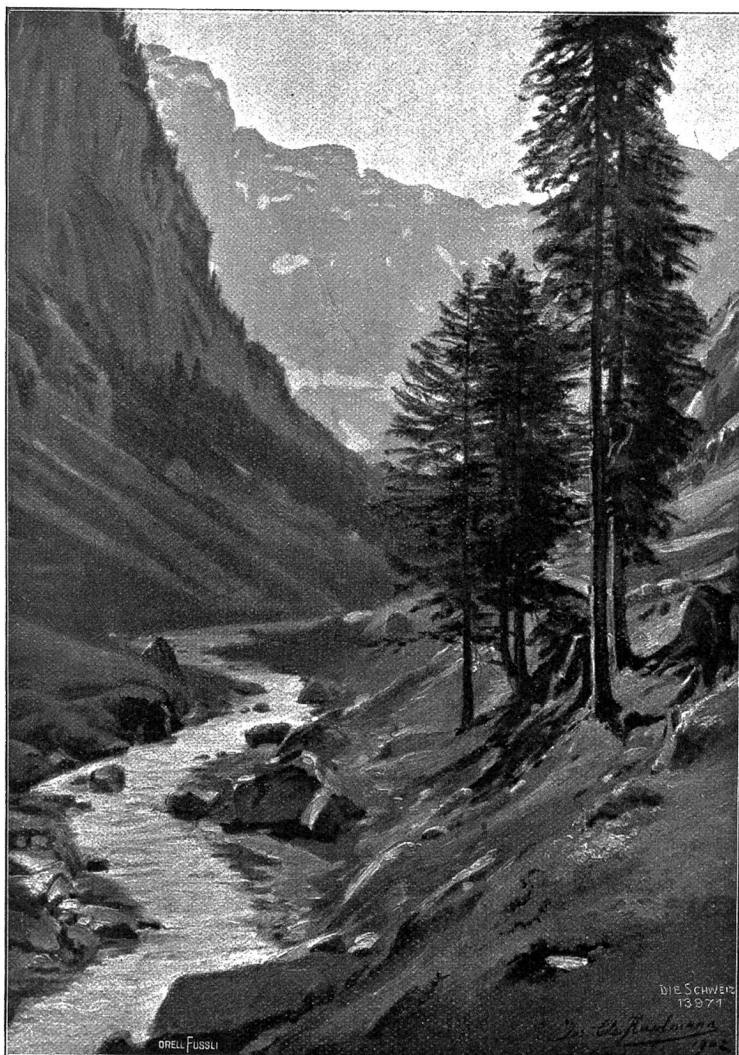
Wie es immer Annas Wunsch gewesen, hatten sie die Wiederkehr ihres Hochzeitstages gefeiert: einige Freunde waren erschie-



Die letzte Furche. Skizze von Jos. Clem. Kaufmann, Luzern.

nen, aus Annas Vaterstadt waren die nächsten Verwandten und ein paar Freundinnen hergekommen. Jonas Held hielt die Festrede; kurz und einfach, aber mit ehrlicher Begeisterung sprach er von dem „glücklichen Zusammenleben“ der jungen Leute sowie von Adalberts unerschöpflicher Arbeitslust, die ohne den Sonnenschein eines befriedigten Daseins nicht so schön gedeihen könnte, und hierauf forderte er alle Anwesenden auf, zum Wohl der Spenderin dieses wärmenden Himmelslichtes, der Frau Anna, das Glas zu leeren. Adalbert hatten die gutgemeinten Worte wie elektrische Schläge der Fronie berührt. Er schämte sich vor sich selbst, daß sein bester Freund nichts ahnend für ihn lügen sollte. Dennoch mußte er sich sagen, daß Jonas Held nichts weiter denn die Wahrheit gesprochen. Allein er fühlte, seit gestern hatte sich etwas in ihm verändert. Sonst war gleichsam sein Gesicht mit heiterem Lächeln in den Zügen seinem Weibe zugewandt gewesen; wenn auch in seiner Phantasie alte Erinnerungen sich abspielten, sein Auge ruhte doch auf Anna, und sein Leben drehte sich in den Angeln ihrer Liebe. Jetzt war ihm, als wäre sein Gesicht auf gewaltsame Weise plötzlich nach einer andern Richtung gewendet worden. Er hatte sich in gieriger Erwartung eines nie gesehenen Sonnenaufgangs von seinem Heim abgekehrt, das ihm nunmehr bloß wie eine selbstverständliche Erinnerung erschien. Und zu einer solchen Erinnerung war ihm jetzt alles geworden, was er mit Anna erlebt, — selbst auch die gestrige Hochzeitsfeier, bei der er sich übrigens ungewohnt heiter und übermütig benommen, sodaß ihm Anna, nachdem die Gäste das Haus verlassen hatten, in halb scherzendem, halb schmolldem Tone vorwarf, er hätte allzu eifrig dem Weine zugesprochen.

„Mag sein — weil ich mich an dem Spektakel ordentlich freute,“ antwortete Adalbert in gleichgültiger Ruhe. Am Vormittag war er auf Kundschaft ausgewiesen nach seinem neuen Atelier und hatte, etwa eine Viertelstunde von der Wohnung entfernt, endlich einen



Morgen im Brunnital (Unterschächen, St. Ur).
Nach dem Gemälde von Jos. Clem. Kaufmann, Luzern.

Raum in einem ältern Hause gefunden, der ihm zu dem beabsichtigten Zweck zu passen schien. Nach dem Essen hatte ihn ein tiefer Schlaf übermannt, und jetzt, da es schon gegen Abend ging, wanderte er wieder die Straße entlang, die ihn nach dem Feldweg führen sollte.

„Links anhalten!“ brummte Adalbert selbstvergnügt, als er den Kreuzweg erreichte und in den Pfad einbog.

(Fortsetzung folgt).

Die Tochter des Philosophen.

Roman von Sophie Wiget, Zürich.

(Mit Verwendung eines englischen Stoffes).

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.

Phyches ernste Sympathie geht dem empfindsamen Mann an die Seele, er ist tief innerlich davon berührt. „Ich kann Ihnen nicht viel von ihr erzählen,“ sagt er leise, „aber ein wenig doch. Sie war eine Frau mit einer großen Seele; wenn an mir etwas Gutes ist, so kommt es allein von ihr.“

„Eine Amerikanerin, nicht wahr?“

„Nein, eine Frin, und sie liebte ihr Vaterland, solange sie lebte. Aber sie ging mit meinem Vater nach Amerika, um

ein Unrecht, ein schreckliches Unrecht, das mein Vater in einer Stunde von Charakterschwäche zusammen mit meinem Großvater, der ein grausamer, rücksichtsloser Mensch gewesen sein muß, getan hat, wenigstens einigermaßen wieder gut zu machen. Eine Frau und ein schuldloses Kind sind schrecklich hintergangen worden. Dort drüben nun hat meine Mutter schwer gearbeitet, und sie hielt auch meinen Vater prächtig im Zügel, was bei seiner Art nicht immer leicht war. Sie hatten Glück im Ge-